

Ludger Lütkehaus – Laudatio

(Naumburg, 15. 11. 2013)

von Thomas Regebly (Offenbach)

Vestigia non terrent

(Übersetzung: *Die Spuren führen nach Cloppenburg*)

In der Sprache der „spröden Poesie“ der Lebenslaufdaten läßt sich über Ludger Lütkehaus festhalten: „Am 17. Dezember 1943 wurde er in Cloppenburg geboren.“ Das Elternhaus stand im „Jammertal“ – dieser Name steht für eine Straße, aber auch für weitaus mehr, wie hoffentlich deutlich werden wird.

Wenn ich im Folgenden den Bildungsweg in aller Kürze nachzuzeichnen versuche, wird die Beschränkung auf die Buch-Publikationen des designierten Ehrenmitglieds zur vornehmsten Pflicht, da ein Ausflug auf den Ozean der Zeitungsartikel, die in schöner Regelmäßigkeit zur Erfreuung und Belehrung der Leser bedeutender Tageszeitungen erscheinen, uns leicht und schnell ins Uferlose führen würde, anstatt zurück ins Cloppenburger Jammertal, wo doch alles entsprang.

Dramatik: HEBBEL

Nach dem 1963 am Cloppenburger Clemens-August-Gymnasium abgelegten Abitur zog es Lütkehaus zum Studium ans andere Ende der Republik, nach Freiburg i. Br., um die Dramatik des Seins näher kennenzulernen.

Was interessierte ihn an Hebbel, dem die ersten Veröffentlichungen gewidmet waren? Vermutlich die selbstgestellte Lebensaufgabe des Pantragikers: die „Darstellung des gegenwärtigen Welt-Zustandes“ (*Opfer der Zeit*, S. 6). Die *dramatische* Darstellung des status mundi, nicht die philosophische. Die einzigartige Bedeutung des Hebbelschen Werks sieht er darin, daß es „die sonst eher geschiedenen Ströme des 19. Jahrhunderts, Hegel und Schopenhauer, Marx und Nietzsche zusammenbringt und die Forschung nicht minder in diese Spannung stellt“ (ib., S. 12). Das Ziel einer Zusammenschau des malum physicum mit dem malum metyphysicum und deren Spannung wurden bestimmend besonders für die erste Werkphase von Lütkehaus.

Er versucht sich in den frühen, dem Dramatiker gewidmeten Arbeiten an einer Gesamtanalyse in „historischer Sicht“. Den Auftakt macht die Arbeit *Hebbel: Gegenwartsdarstellung – Verdinglichungsproblematik – Gesellschaftskritik*, mit der er in Freiburg 1975 promovierte (erschieden 1976). Es folgen Forschungsberichte und Monographien zu den Dramen *Maria Magdalena* (1983), *Dialektik der Auf-*

klärung. *Gyges und sein Ring* (ebenfalls 1983), und *Opfer der Zeit. Judith und Geneviva* (1985; 1993). Die Titel lassen bereits erkennen, daß sozialgeschichtliche und sozialkritische Motive bei der Auslegung eine gewichtige Rolle spielen: Der Ausdruck „Verdinglichungsproblematik“ erinnert an Georg Lukács, die „Dialektik der Aufklärung“ verweist auf die Frankfurter Schule. (Den Arbeiten zu Hebbel ist auch die Professur für Literaturwissenschaft in Freiburg zu verdanken.)

Bekanntlich besuchte Hebbel im Jahr 1858 Schopenhauer in dessen Frankfurter Wohnung an der „Schönen Aussicht“, das „Opfer der Zeit“ – wie Lütkehaus den Hebbel nach der gescheiterten Revolution von 1848 nennt – besucht den „Opferer der Zeit“, den um letzte Einsichten ringenden Denker, eine Visite, die für den sehr von sich überzeugten Dichter nicht ganz glücklich verlaufen zu sein scheint, wie Hans Blumenberg in seiner Rekonstruktion dieses „Gipfelgesprächs“ überzeugend dargestellt hat. Auf jeden Fall ist damit eine Verbindung zu Schopenhauer an die Hand gegeben, eine Passage, die nach Frankfurt führt.

Philosophie: SCHOPENHAUER

Den Beginn der „Schopenhaueriana“ bildet eine Arbeit von Lütkehaus über den „sozialen“ Schopenhauer – erstaunlich genug! Auf der Tagung der Schopenhauer-Gesellschaft in Winterthur 1976 wurde eine wissenschaftliche Arbeit gefordert zum Thema „Schopenhauer und die soziale Frage“. Die Abhandlung von Lütkehaus mit dem Titel *Schopenhauer – Metaphysischer Pessimismus und „soziale Frage“* (1980 erschienen) erhielt den Sonderpreis der Gesellschaft. Der jugendliche Autor zeigt sich den Studien des Frankfurters Max Horkheimer verpflichtet und versucht, Schopenhauer und Marx einander anzunähern, ohne dabei die klaren fundamentalen Differenzen zu verwischen. Die Abhandlung schließt mit einem erfundenen Dialog zwischen einem optimistischen Kritiker der Verelendung und dem pessimistischen Philosophen des Elends, einer „Dialektik des Jammertals“. Die Idee des Fortschritts zerschellt dabei an den „feststehenden Tatsachen“ des metaphysisch begründeten Unheils, der anti-utopische Schopenhauer erweist sich als aktueller als ein utopistisch verstandener Marx.

Ein Sammelband, von Ludger Lütkehaus und Hans Ebeling herausgegeben, führt diese damals neuen und heute noch – wie ich meine – höchst bedeutsamen Gedanken und Annäherungsversuche weiter. Der Titel mit dem programmatischen „und“ lautet: *Schopenhauer und Marx: Philosophie des Elends, Elend der Philosophie* (1980, 2. Auflage 1985). Beide Arbeiten gehören in den Kontext des Entwurfs einer Praxisphilosophie des Als-Ob, die vor dem Hintergrund der nachschopenhauerschen Tradition des 19. Jahrhunderts zu sehen ist (*Philosophieren nach Hiroshima*, S. 130). Mit diesem erfolgreichen Band betritt auch der im Folgenden außerordentlich produktive Herausgeber Lütkehaus die Bühne der philosophischen und literarischen Öffentlichkeit.

Zunächst sind hier natürlich seine Schopenhauer-Editionen zu nennen, an erster Stelle die neue Ausgabe der Werke *Schopenhauers ... nach den Ausgaben letzter Hand*, die pünktlich am 200. Geburtstag (22. 2. 1988) des „Buddhas von Frankfurt“ vorlagen, während das hilfreiche Beibuch um ein Jahr versetzt, mit einem revolutionären Impetus auf die Bühne der Öffentlichkeit sprang. Hier winkte Neuland, wie der Herausgeber deutlich macht. „Die vorliegende Ausgabe ist die erste und einzige unveränderte Ausgabe der Werke Schopenhauers in den Fassungen und der Anordnung letzter Hand.“ (Einleitung, S. 9) Die Einführung bietet eine ausführliche Darstellung der Editionsprobleme, der Merkwürdigkeiten, welche die vorhandenen Ausgaben in reicher Zahl bieten, und eine genaue Beschreibung der unübersichtlichen Textlage. Der Herausgeber kommt zu dem Schluß: Es muß „bei dem Vorrang der von Schopenhauer noch autorisierten Fassungen bleiben. Und das sind allein die Ausgaben letzter Hand.“ (ib., S. 20)

Das ganze Vorhaben stellt er unter den Titel einer „Metaphysik der Textliebe“ (ib., S. 32), in Anklang an eine berühmte Kapitelüberschrift aus den *Parerga und Paralipomena*. Gewisse Konzessionen an die Gegenwart sind unumgänglich, aber es handelt sich eher um Vorzüge, so die modernen Lettern. Frakturschrift ist heute kaum noch lesbar, sie muß übersetzt werden. Das leicht verspätete Beibuch enthält höchst willkommene Übersetzungs- und Verständnishilfen, die den Umgang mit dem „größten Zitierer und Leser der Philosophiegeschichte“ sehr erleichtern.

Der Edition, der als 7. Band im selben Jahr die Reisetagebücher in derselben Aufmachung an die Seite treten, ist ein großer Erfolg beschieden, zahllose mehr oder weniger autorisierte Neuauflagen in unterschiedlicher Aufmachung (kartoniert, in Papp) sind erforderlich, um den immensen Bedarf zu decken. Schließlich erscheint sie 2006 erneut, sowohl gebunden, als limitierte Vorzugsausgabe in würdiger Aufmachung, mit dem Schopenhauer-Porträt Frank Grüttners (2004), das im Frankfurter Schopenhauer-Archiv hängt, und dem Faksimile der letzten Notiz des Meisters aus den *Senilia* als Beigabe, wie auch kartoniert, als „Volksausgabe“.

Ein wahres Füllhorn von weiteren Schopenhauer-Ausgaben wird in den Folgejahren ausgeschüttet. Da ist zunächst der Familienbriefwechsel *Die Schopenhauers* (1991; italienische Übersetzung 1995), der den Versuch einer „Re-Familiarisierung des philosophischen Solitärs“ (Einleitung, S. 8) unternimmt. Bei diesem Briefwechsel handelt es sich um „ein biographisch, psychologisch, kulturhistorisch und auch philosophisch einzigartiges Dokument“ (ib., S. 11). Der Herausgeber läßt allen Beteiligten – endlich! möchte man sagen – Gerechtigkeit widerfahren, und versucht, die vorherrschende arthurozentrische Betrachtung des Clans zu sprengen. Besonders die vielgeschmähte Schwester Adele wird virtuos in ihrer ganzen psychologischen Zerrissenheit, aber auch in ihrem Wert, dargestellt. In der Einleitung wird deutlich, weshalb zumindest das Beibuch im

Revolutionsjahr erscheinen mußte: Schopenhauer war, so Lütkehaus, ein philosophischer Revolutionär. Sein Werk ist „nichts anderes als eine einzige Revolte im Zeichen des aufrechten Ganges gegen den Geist der Affirmation: gegen jede positive Philosophie dessen nämlich, was nun einmal ist und herrscht.“ (ib., S. 14) Die Leistung des Denkers sieht er darin, zu wagen, „dem, was er selber als einzige ‚an sich‘ nicht individuierte Substanz bestimmt, bis zur Verneinung frei gegenüberzutreten“. (ib., S. 41) Diese Einschätzung ist wichtig und richtig, sie widerspricht den gängigen Stereotypen vom vernagelten Pessimisten, verbiesterten Reaktionär und sauertöpfischen Menschenfeind auf das Erfreulichste. Der Briefwechsel enthält sämtliche überlieferten Teile der Korrespondenz, darunter die unvergleichlichen Briefe der Mutter an den ungebärdigen Sohn, in Form einer „Leseausgabe“.

Das Projekt einer Gesamt-Leseausgabe, mit Reisetagebüchern und Briefwechseln, nimmt mit dieser und der folgenden Edition langsam Gestalt an. Denn schon im Folgejahr erscheint der Briefwechsel mit Goethe (1992), der den jungen Doktor der Philosophie für einen „merkwürdigen und interessanten“, auch „geistreichen“ jungen Mann hielt, den er im Winter 1813/14 öfters zu Experimenten in Sachen Farbenlehre zu sich einlud. Der Olympier hatte der Farbenlehre viel Zeit und Kraft gewidmet, die beiden Bände *Zur Farbenlehre* nebst einem Tafelband waren 1810 bei Cotta erschienen, ohne die erwünschte Resonanz zu finden. Goethes Attacke gegen Newton richtet sich nach Lütkehaus gegen den „Experimentalgeist einer naturwissenschaftlich-technischen Moderne [...], die mit dem außer Kraft gesetzten Zeugnis der Sinne den Menschen seiner Behimatum in der Welt, in seiner Lebenswelt beraubt, die Einheit der Natur zerstört und die Harmonie zwischen Natur und Subjekt zerbrochen“ hat (S. 84). Ein sehr grüner Goethe wird hier imaginiert, ein legitimer Vorfahre der Frankfurter Schule und ihrer Kritik an der instrumentellen Vernunft. Konsequenter spricht Lütkehaus von der „Farbenrevolution“ Goethes – am Experimentiertisch finden sich zwei Revolutionäre zusammen, die übrigens beide von der unverständigen Nachwelt als „reaktionär“ abgekanzelt wurden. Erstaunlicherweise erweist sich der junge Denker sogar als der „radikalere Farbenrevolutionär“ (S. 96).

Es folgt mit einer gewissen Verzögerung – das Projekt der Leseausgabe aus *einem* Guß in *einem* Verlag ließ sich leider nicht verwirklichen – der Briefwechsel mit dem Verleger Brockhaus und dessen Firma (1996), „der lebendigste zwischen einem Philosophen und einem Verleger, den die Geistesgeschichte kennt“ (Einleitung, S. 10). Mit dieser Korrespondenz, die sich über mehr als vier Jahrzehnte und drei Verlegergenerationen erstreckt, wird die Legitimationsgrundlage der Werkausgabe nachgeliefert, die Lütkehaus im Jubiläumsjahr 1988 vorgelegt hatte, und die derweil von Auflage zu Auflage eilte. Schopenhauers „Metaphysik der Textliebe“ lasse sich minutiös im Verleger-Briefwechsel verfolgen. Der Autor hat seit der Veröffentlichung um sein Werk, die „Frucht seines Leibes“ und

seines Lebens, gekämpft, geangt und gezittert, letztlich mit dem schönsten Erfolg, als 1854 die „Komödie des Ruhms“ begann, zu deren Aufführung dann – wie erwähnt – sich auch Friedrich Hebbel an den Bühnenrand begab.

Kleinere Einzelausgaben von Texten reihen sich an und komplettieren das Gesamtbild immer weiter. Wir verdanken Lütkehaus den Nachweis, daß bereits Schopenhauer sich gegen die leidige Rechtschreibreform ausgesprochen hat, wie die Schrift *Über die, seit einigen Jahren, methodisch betriebene Verhuzung der Deutschen Sprache* (1997) schlagend belegt. Die Sprache sei das Einzige, so der grimmige Denker, was den Deutschen zur Ehre gereiche, und sie sollten gefälligst ihre schmutzigen Finger von diesem Kulturgut lassen. „Ein Wort verlieren, heißt einen Begriff verlieren.“ (Einleitung, S. 16) Gegen diese Verarmung polemisiert er äußerst heftig. Seine Kritik der gesprochenen und geschmierten Sprache nehmen den Duktus der unvergleichlichen Polemiken und Glossen vorweg, die wir Karl Kraus verdanken. „Als prakizierender Sprachkritiker ist Schopenhauer [...] unübertroffen.“ (S. 12) Von diesem Bändchen fällt es leicht, eine Brücke zu den editorischen Bemühungen um Fritz Mauthner zu schlagen, dessen Werke Lütkehaus seit 1997 im Wiener Böhlau-Verlag herausgibt, auch zu den Editionen der Schriften von Harriett Straub, Mauthners Frau, die im selben Freiburger Kleinverlag erschienen sind wie die fulminante Verhuzungskritik.

Diese glänzende Polemik belegt übrigens auch, daß Schopenhauer allen Vorurteilen zum Trotz einer der „vergnüglichen Autoren der Philosophie“ ist. Diese weitgehend unbekannt Seite des Denkers hat Lütkehaus durch sein bei Reclam veröffentlichtes Bändchen *Schopenhauer zum Vergnügen* (2002) in ein helleres Licht gerückt. Eben weil das Dasein ein furchtbares, düsteres und ärgerliches Rätsel und „Jammertal“ ist, schreit es nach dem „wenig zimperlichen Witz“ des Vitalsten der Weltverneiner. Als Testballon war der Anthologie im Jahr 2000 eine Nietzsche-Blütenlese vorausgeschickt worden, die zunächst einem „knolligen Einfall“ entsprungen schien. Nietzsches Lachen ist oft künstlich, zu grell und zu laut, nur entlarvend, selten so unbeschwert und heiter, wie die Lieder des „Prinzen Vogelfrei“, der „die privilegierteste, ironischste und selbstironischste Form des ‚freien Geistes‘“ (S. 13) darstellt. Die Trilogie der vergnüglichen, von Lütkehaus edierten Reclam-Bücher beschließt ein Freud-Bändchen, *Genug von meinen Schweinereien! – Freud zum Vergnügen* betitelt (2006).

Die Einzelausgabe des berühmten Kapitels aus den *Parerga und Paralipomena*, dem endlich erfolgreichen Alterswerk Schopenhauers, „Über Schriftstelleri und Stil“, das sowohl eine furiose „Publikumsbeschimpfung“ wie eine höchst lehrreiche Anleitung zum „kreativen Schreiben“ darstellt, folgte 2003. Den hoffentlich nur vorläufigen Abschluß der Schopenhaueriana in Buchform bilden die von Lütkehaus edierten *Einsichten eines glücklichen Pessimisten*, die im Jubiläumsjahr 2010 den berühmtesten Wahlfrankfurter mit der Selbstaussage „Ich bin ein Mann, der Spaß versteht“ ansprechend vorstellten.

Die Briefausgaben haben gezeigt, wie präzise und einfühlsam Lütkehaus vergangene Lebensgeschichten vergegenwärtigen kann. Diese Kunst beweist er aufs Neue in seinem schönen Essay über Nietzsches Freund Paul Rée, den „ewigen Mann im Schatten“, anlässlich seines 100. Todestages 2001. Das berühmte „Peitschenbild“ von 1882 zeigte die beiden Freunde vor dem Karren, auf dem die Schöne, Lou Andreas-Salomé, kauert, in der Rechten eine kleine Peitsche schwingend. Paul Rée war ein „heiliger Immoralist“, der die Arbeit einer radikalen Aufklärung fortsetzte. Seine Bücher wurden von den ersten Lesern mitunter Nietzsche zugeschrieben, der mit Lob für den Freund nicht sparte. Der sorgfältig, ja kostbar gedruckte Essay erschien in der von Armin Geus geführten Marburger Basilisken-Presse. 2011 erschien ebendort unter dem Titel *Entriegelter Freiheitsdrang* ein weiterer, höchst lesenswerter Essay über Nietzsches Freundin Lou Andreas-Salomé.

Diagnose: ZEITGEIST-KRITIK

Charakteristisch und erfreulich ist und bleibt Lütkehausens Vergnügen an der Polemik, das dem brillanten Ingrim Schopenhauers, vermutlich auch dem frühen, buddhistisch gebändigten Jähzorn viel verdankt. Die Rubrik, die jedem Nicht-Nur-Zeitgemäßen besonders am Herzen liegen muß, ist die der Polemiken und Pamphlete. Gegen alle goldenen Kälber der Jetzt-Zeit zieht er vom Leder, ob es das Auto, der Computer, das Fernsehen oder – allgemeiner – der verordnete Konsumismus und Medienwahn ist. Glänzend geschriebene Essays wie *Mein anticomputeristisches Manifest* (1999) oder *Der Ekel vor dem Zuviel. Mein antikonsumistisches Manifest* (2005) sind so unzeitgemäß wie aktuell, wie der nähere Blick zeigt.

Den „geharnischten Kritiker des Mediums Fernsehen“ zeigen seine amerikanischen Glossen. Das stärkste Stück dieser Glossen (*Hegel in Las Vegas*, 1992) ist eine gnadenlose Abrechnung mit der medial verordneten Zwangs-Idiotie des Fernsehens, die ebenfalls an Aktualität nichts verloren hat: *Die Welt als Köder. Ein Fernseh-Protokoll*. Dieser Band zeigt ihn auch als engagierten Kritiker des Auto-Wahns, was er, bekanntlich ein Meister der literarischen Mehrfachverwertung, später zu einem eigenen Pamphlet in der Zeitschrift *Psyche* (1/1998) ausgearbeitet hat. Im Auto, so seine Diagnose, komme die wissenschaftlich-technische Industriegesellschaft zu sich selbst: Eine Ich-Prothese identifiziert sich mit ihrem Prothesen-Ich.

Beherrzt kritisiert er in einer „längeren Anmerkung“, d. h. einem Essay, auch die geisteswissenschaftlichen Zunftgenossen: *Unfröhliche Wissenschaft: die Lage der Geisteswissenschaften aus der Sicht der Fussnote* (1994). In einem pseudoautobiographischen Essay findet er ferner deutliche Worte gegen die „ekklesio-gene“ Deformation der Kindheit: *Kindheitsvergiftung* von Gerd Groothus (1994) – ein Pseudonym, das er in der um einige „Ketzereien“ vermehrten Neuauflage

von 2012 nicht mehr benötigte. Im katholischen Cloppenburg sorgte dieses Buch für einige Unruhe; man beruhigte sich schließlich bei dem Gedanken, daß es ja „nur ein Buch“ sei. Den medialen Angriff auf Buddhas Gestalt durch den Film „Little Buddha“ von Bernardo Bertolucci (1994) kontert er mit seiner Streitschrift *Schöner meditieren: der esoterisch verhunzte Buddhismus* (1995).

Seine Abneigung gegen das Grunddogma der „Schaltbarkeit der Welt“ formuliert er scharf und unzweideutig in einem Credo mit dem Titel: *Mein anti-computeristisches Manifest* (1999). Das berühmte Porträt-Foto des zu ehrenden Gelehrten, von Telemach Wiesinger für den Band *Mensch Freiburg* (2000) geschaffen, zeigt ihn in grimmiger Entschlossenheit hinter einer hochgeklappten Schreibmaschine, die auch heute noch *sein* Schreibwerkzeug darstellt. Seine Leidenschaft, so heißt es in der Kurz-Charakteristik, „gehöre den Schreibmaschinen. Deshalb nennt der bekennende anachronistische Heimarbeiter sieben Stück sein eigen. Seinem harten Anschlag allerdings hält nicht jede stand.“ (S. 14)

Dieser völlig unzeitgemäßen, und eben deshalb um so wichtigeren Philippika gegen den Computer folgt einige Jahre später die Kampfschrift *Der Ekel vor dem Zuviel: mein antikonsumistisches Manifest* (2004), ein überzeugendes Votum für eine humane Selbstbescheidung und die Kunst der Demut.

Selbstdenken: NICHTS

Von langer Hand vorbereitet, in Andeutungen seit Mitte der neunziger Jahre präsent und endlich 1999 erschienen: das Haupt- und Lebenswerk von Lütkehaus trägt den Titel *Nichts. Abschied vom Sein, Ende der Angst*. Zweifellos handelt es sich bei diesem Buch um den ausführlichsten, gelehrtesten und überzeugendsten Kommentar zum letzten Wort des Schopenhauerschen Weltwerks, den es bislang gibt, zugleich um ein Werk, das geeignet scheint, eine eigene Disziplin auf den akademischen Weg zu bringen: Die Kunde vom Nichts, die Meontologie ($\tau\omicron\ \mu\eta\ \omicron\nu$ ist das Nicht-Seiende bzw. das Nicht-Sein-Sollende). Die Heimatstadt Cloppenburg scheint prädestiniert, ein entsprechendes Institut ins Leben zu rufen. Auf jeden Fall wußten wir noch nie so viel über so wenig. Der erste Teil des 766 Seiten starken Werks geht der Grundfrage der neuzeitlichen Philosophie „Warum ist überhaupt etwas und nicht vielmehr Nichts?“ in historischer Perspektive nach, die von Leibniz bis zu dem Offenbacher Dichterphilosophen Philipp Mainländer reicht, der zweite Teil revidiert die von der Tradition vorgegebenen Vernichtungen und Verteufelungen des Nichts, indem es die wirkungsmächtigen Geschichten, die vom Nichts erzählt und geglaubt werden, in systematischer Perspektive neu sichtet. Kurzum, das Nichts wird glänzend rehabilitiert. „Das Sein hat keinerlei Vorrang vor Nichts“ (S. 751), abgesehen vom bestimmten Artikel. Mit dem Ausdruck „Nichtsvergessenheit“, in Anlehnung an den berühmten Freiburger Begriff „Seinsvergessenheit“ gebildet, formuliert er übrigens en passant das Grundprinzip der digitalen Gesellschaft.

Das so gelehrte wie lesbare Buch wurde von der Öffentlichkeit geradezu euphorisch aufgenommen, derzeit ist es bereits in der 10. Auflage im Buchhandel erhältlich. Auf dem Umschlagfoto ist unschwer die angestrebte Meeresstille des Gemüts zu erkennen, vor einem silbrigen Horizontstreifen, über dem die Sätze aufgehen: „Im Nichts hat das 21. Jahrhundert seine neue Stoa gefunden, einen illusionslosen Buddhismus für das Abendland. NICHTS ist das Glücksgefühl des aufgeklärten Pessimisten, denn nichts kommt dem Glück so nahe wie NICHTS.“ – Seit 1999 gilt Lütkehaus folglich als der Verfasser des NICHTS, der dem stählernen oder – zeitgemäßer formuliert – digitalen Gehäuse der abendländischen Tradition auf eine ganz eigene Weise zu entkommen sucht, auf der Spur der „Verheißung einer neuen Lebenskunst“. Der Sammelband *Nirvana in Deutschland* (2004) knüpft hier an, und auch die zwei Essays *Vom Anfang und vom Ende*, in der *Bibliothek der Lebenskunst* (2008) erschienen, führen Fragestellungen des großen Werks fort. Dem *Nichts* folgte 2006 ein weitausgreifender Essay zum Thema des Anfangs, den eine jede Geburt darstellt, akademischer formuliert: zur Natalitätsphilosophie Hannah Arendts, der die weiße Flecken zwischen „nataler Euphorie“ und „letal Depression“ erkundete.

Editionen: NEULAND

Neben dem eigenen Werk, den Werkkomplexen zu Hebbel, zu Schopenhauer und den glänzenden Polemiken steht eine überwältigende Fülle von Texten, die Lütkehaus im Laufe der vergangenen Jahrzehnte herausgeben hat, stets mit instruktiven Einleitungen versehen, die sich oft zu wahren Forschungsberichten ausweiten.

Dies betrifft – ganz pauschal gesagt – die Psychoanalyse, die Buddhismus-Rezeption, Paare – Günther Anders und Hannah Arendt sind hier besonders zu nennen, für die Lütkehaus als Komplementär-Editor tätig war – , Kriminalgeschichten wie die von Kaspar Hauser und vieles andere mehr, das ich hier – geliebter Kürze halber – übergehen muß.

The rest is – poetry? Natürlich, da zum Denken auch das Dichten gehört. Bereits in Freiburger Studentenzeiten verfaßte Lütkehaus „Nebenstundenpoesien“, literarische Texte für das Musiktheater, wie z. B. Stücke wie *Die Baßgeige* und *Lysistrate* für Arghyris Kounadis. Auch die amerikanischen Glossen sind eigentlich Prosa-Arbeiten, „pointierte Erfahrungsberichte“ (*Go West*, S. 11). Deshalb konnte es nicht überraschen, daß 2007 ein Band mit „Erzählungen von den ersten und letzten Dingen“ erschien, mit Geschichten vom „Nie erreichten Ende der Welt“, endlich wieder im Verlag von Gerd Haffmans, dem unverzagten, unentwegten, unermüdlichen Verleger. In einer klaren, schnörkellosen Sprache erzählt Lütkehaus von Alexander dem Großen, dem „Todesrater“ Hegesias und dessen Auswanderung nach Israel, dem König Midas und von Hiobs Prozeß gegen Gott. Es handelt sich um „eminent philosophische Erzählungen“ (Michael

Mayer), und besonders die erste Geschichte, die von Alexander und dem indischen Philosophen Kalanos handelt, läßt sich als eine Rückfrage an den modernen Lebensentwurf, der vom Mobilitäts- und Konsumwahn bestimmt wird, verstehen. Im Jahr 2011 erschien eine für Nietzsche-Leser besonders erwähnenswerte Erzählung, *Die Heimholung. Nietzsches Jahre im Wahn* betitelt. Grüttners Porträt des kranken Denkers in der Naumburger Ausstellung von 2013 scheint das Äquivalent zu dieser bemerkenswerten Vergegenwärtigung des ausgebrannten Genies zu sein.

Damit ist natürlich längst nicht alles gesagt oder auch nur angedeutet, was wir Lütkehaus, dem rastlos Tätigen, verdanken. Der Hinweis, daß es bei all diesen Büchern durchaus nicht nur um Bücher geht, sei aber zum Abschluß meiner durch und durch fragmentarischen Würdigung erlaubt.

Ausfahrt zum Schluß

Die Ausgabe der *Reisetagebücher* des jungen Schopenhauer hat Lütkehaus mit einem instruktiven Nachwort versehen, das „Die Ausfahrt des Buddha“ überschrieben ist. So nannte der designierte Frankfurter Rentier seine prägende Europa-Reise, die er als Adoleszenter mit seinen Eltern unternommen hatte, und die ihn mit der Welt – und der Welt *als Jammertal* konfrontierte. Die Bildungsausfahrt des zu Ehrenden und seine Begegnung mit den Phänomenen Religion, Sexualität, Kulturbetrieb inklusive Universität und schließlich Technik habe ich versucht darzustellen. Lassen Sie mich mit der Beschreibung einer imaginierten tatsächlichen Ausfahrt schließen, die Schopenhauer – und Lütkehaus! – zuzutrauen wäre.

Im Reisetagebuch Schopenhauers findet sich unter dem 8. Januar 1804 eine kurze Notiz. „Wir fuhren heute mit Hrn. Mercier nach Charenton, einem an sich unbedeutenden Dorf, von der Brücke aber welche über die *Marne* gebaut ist, die sich hier mit der *Seine* vereinigt, hat man eine sehr schöne Aussicht: auch ist diese Brücke durch mehrere blutige Scharmützel merckwürdig.“ Die Scharmützel verweisen auf die noch allzu präsenente Revolutionszeit. „Herr Mercier“, so heißt es dann weiter, führte uns zu einem Manne, der „dicht an *Charenton* wohnt“ und es „sehr weit in der Kunst gebracht hat, Häuser von gestampfter Erde zu bauen [...]“. Wie erstaunlich, daß sich der junge Schopenhauer auch für diese Art von Architektur interessiert; das ist unverfänglich und kann der Mutter durchaus vorgelegt werden, die sich ausführlicher über die Stadtführungen unter Anleitung des Herrn Mercier äußern wird. In ihren *Jugenderinnerungen* gibt sie eine interessante Skizze dieses berühmten Mannes: Louis-Sebastien Mercier, Verfasser der *Tableaux de Paris* in acht Bänden, auch heute noch eine unschätzbare Fundgrube für alle kultur- und sozialgeschichtlich interessierten Frankreichfreunde. „Mercier“, so schreibt sie, „sprach gern und viel; zuviel für seine Landsleute, die am liebsten sich selbst reden hören und ihn mitunter einen alten

Radoteur nannten [...]“ (*Jugenderinnerungen, Tagebücher, Briefe* S. 282) Es ist verständlich, daß im Jahr 1804 das Thema der Französischen Revolution bei Gästen wie Einheimischen noch im Vordergrund stand. „Wie vieles hatte dieser Mann auf dem großen Theater der Revolution erlebt und gesehen, auf welchem er selbst eine wahrhaft ehrenvolle Rolle gespielt hatte.“ Von seinen Erfahrungen sprach er offensichtlich ausführlicher, als die Mutter zu berichten für opportun hält. Immerhin schreibt sie: „Daß er als Mitglied des Nationalkonvents fast allein es gewagt, das Leben seines unglücklichen Königs gegen die blutdürstigen Richter desselben zu verteidigen, daß er dafür aus dem Konvent gestoßen wurde und unter steter Todesgefahr ein Jahr lang im Gefängnis schmachten mußte, war ein Punkt in seinem Leben, auf den er im Gespräch immer wieder gern (sc. „gern“? – fragt sich der Leser) zurückkam; und wer möchte ihn dafür tadeln?“ (ib., S. 283).

In Büchners Drama *Dantons Tod*, das ebenso gut ein Revolutions- wie ein Resignationsdrama genannt werden kann, sehen wir ihn – den ehemaligen „Deputierten des Nationalkonvents“ – als Gefangenen im Luxembourg neben Thomas Payne und anderen sitzen. Als Danton zu ihnen stößt, hält Mercier ihm vor: „Das Blut der zwei und zwanzig ersäuft dich.“ (3. Akt – Mit den „Zweiundzwanzig“ sind die am 30. 10. 1793 auf Geheiß Dantons guillotinierten Girondisten gemeint.) Johanna erwähnte nur den *einen* Punkt, auf den Mercier bei seinen Führungen immer wieder zu sprechen kam: seine Gefängnisgeschichte. Ein *anderer* Punkt hat mit dem Ort Charenton zu tun. Wie wir heute wissen, führen die reichen Bewohner der Hauptstadt in der Regel nicht nach Charenton, um sich Gebäude aus „gestampftem Lehm“ anzuschauen oder den Blick von der kleinen Brücke zu genießen. Es gab eine ganz andere Attraktion in diesem Vorort der „Hauptstadt des 19. Jahrhunderts“, wie Walter Benjamin sie genannt hat. Der Marquis de Sade war seit 1801 – bis zu seinem Tod im Jahr 1814 – in der dortigen Irrenanstalt untergebracht. Er hatte dort ab 1807 Gelegenheit, mit den Patienten Schauspiele zu inszenieren und dabei selbst auch als Schauspieler auf der Bühne zu stehen. Peter Weiß schreibt in den Anmerkungen zu seinem Stück mit dem barocken Namen und dem modernstem Gehalt: „In den höheren Pariser Kreisen galt es als ein exklusives Vergnügen, Sades Vorstellungen in dem ‚Schlupfwinkel‘ für den moralischen Auswurf der bürgerlichen Gesellschaft zu besuchen.“ (Materialien, S. 7) Es ist kaum vorstellbar, daß Mercier seine deutschen Gäste nicht auf diese merkwürdige Einrichtung vor den Toren von Paris aufmerksam gemacht haben soll. Er wird dann – ganz nebenbei – Charenton als ein mögliches Ausflugsziel empfohlen haben. Werfen wir einen Blick in die Kutsche, die zu der kleinen Brücke zwischen Revolution und Pessimismus fuhr: Der Vater nahm vermutlich wenig Anteil an den Erzählungen des „Radoteurs“ Mercier, hörte bekanntlich auch nicht mehr gut, vermutlich aber genug, um indigniert abzuwinken, sobald er die Dezenz gefährdet sah. Die Mutter interessierte sich für vieles, aber oft eben nicht für das Wesentliche, nur der junge Schopen-

hauer war ganz Ohr. Mutter und Sohn hörten also sehr genau zu, die Mutter nicht zuletzt um den Sohn, dessen entzündbare Phantasie sie kannte und fürchtete, zu schützen, der Sohn aber, weil er das erste Mal in einem Atemzug von einem Zeitgenossen etwas über das doppelte Gefängnis, das *individuelle* des Körpers und das *reale* der Irrenanstalt, erfahren konnte, und zwar aus erster Hand. Er hatte noch in lebendigster Erinnerung, was ihm in Lyon so erschreckend deutlich geworden war, wo er fragte: „Stellt sich ihnen (sc. den Lyonern, die auf dem ehemaligen Exekutionsplatz spaziergehen) nicht das blutige Bild ihrer Väter entgegen, die in Martern den Geist aufgaben?“ (*Reisetagebücher*, S. 151) Er wollte mit Sicherheit mehr über die Revolution, den Terreur und deren Protagonisten erfahren.

De Sade wird in dem Stück von Peter Weiss grandios gerechtfertigt. Er erscheint als Gegenspieler Marats und erhält eine weltgeschichtliche Rolle als dunkelster Aufklärer zugewiesen. Er bekennt: „In einer Gesellschaft von Verbrechern / grub ich das Verbrecherische aus mir selbst hervor / um es zu erforschen und damit die Zeit zu erforschen / in der ich lebte.“ (1. 203). Auch wenn die Gegenüberstellung von „Imagination“ und (politischer) „Revolution“ keine vollständige Disjunktion darstellen sollte, was ja nicht auszuschließen ist, überrascht doch, daß der Marquis in der Auseinandersetzung mit Marat Sätze äußert, die dem Innersten der Lehre Schopenhauers verwandt sind. „Was wir tun ist nur ein Traumbild / von dem, was wir tun wollen / und nie sind andere Wahrheiten zu finden / als die veränderlichen Wahrheiten der eigenen / Erfahrungen“, sagt er, und bleibt damit noch fast im Bereich des Konventionellen, Calderonesken. Die folgenden Sätze könnten aber direkt aus Schopenhauers Hauptwerk stammen: „Ich weiß nicht / bin ich der Henker oder der Gemarterte / Ich ersinne die ungeheuerlichsten Torturen / und wenn ich sie mir beschreibe / so erleide ich sie selbst / Ich bin fähig zu allem und alles füllt mich mit Schrecken“ (1. 184). Vielleicht haben die Schopenhauers von den Theaterplänen des Marquis erfahren, Mercier könnte sie sogar mit dem prominenten Eingesperrten bekannt gemacht haben. Immerhin sollte sich der junge Gast später zu einem der ersten Theoretiker der Grausamkeit des Menschen entwickeln.

Überfahrt vom Jammertal

Es geht um Brücken. Die Willensmetaphysik gehört nicht bloß auf die Seite der Imagination. Ihren rebellischen und revolutionären Charakter hat Lütkehaus immer wieder betont, und nicht nur er. Das Motto seines Erfolgswerks, der *Parerga und Paralipomena*, der Spruch „vitam impendere vero“ war auch das Motto von Marats „L'ami du peuple“. Politische *Lösung* und metaphysische *Erlösung* hängen für den Schopenhauer-Schüler Philipp Mainländer, den säkularen „Paulus“ des Frankfurter Meisters, ebenfalls engstens zusammen. Nur von der „Lösung der socialen Frage“ sei die Erlösung im ganzen zu erwarten, heißt es

bei Mainländer, dem ersten Vertreter der Schopenhauerschen Linken. Auch für Horkheimer ist „Widerstand“ die „Seele der Schopenhauerschen Philosophie“. Der 2012 verstorbene Alfred Schmidt hat immer wieder darauf hingewiesen, daß „Marxsche und Schopenhauersche Denkmotive sich in der Kritischen Theorie auf allen Stufen aneinander abarbeiteten“. Die „analytischen und kritischen Motive“ stehen dabei für das *malum physicum*, während der Schopenhauersche Pessimismus – recte: Realismus – das *malum metaphysicum* thematisiert. Die säuberliche Trennung will allerdings nicht recht einleuchten, man wundert sich über das abstrakte Nebeneinander von physischem und metaphysischem Jammertal. Sollte das eine denn gar nichts mit dem anderen zu tun haben? Handelt es sich bei der entweder wissenschaftlichen oder philosophischen Thematisierung des *malum* um eine streng einzuhaltende Arbeitsteilung? Das würde dem eindimensionalen Blick des Fachmenschen entsprechen, der sich an den „Satz vom Grund“ hält, aber den Satzgrund nicht zur Kenntnis nimmt, den Boden, auf welchem als Grund oder Abgrund dieser Satz ruht und der vor allem den Satz nicht kennt, den man machen muß, um hier einen Grund zu finden.

Schopenhauer war der Gedanke, daß zu einer Befreiung vom Willen eine völlige „Grundveränderung“ des menschlichen Wesens, „unseres Wesens“, erforderlich ist, durchaus nicht fremd. Für den jungen Nietzsche war es 1874 eine ausgemachte Sache, daß allein der Schopenhauersche Mensch eine „völlige Umwälzung und Umkehrung seines Wesens“ vorbereiten könne, wenn denn die Bedingungen gegeben wären, zu denen für Schopenhauer bekanntlich auch die vielleicht weniger macht- als „geldgeschützte Innerlichkeit“ gehörte. Diese Umwälzung sollte nicht nur die Individuen betreffen, sondern die gesamte Kultur, wie das Emerson-Zitat im letzten Abschnitt der dritten *Unzeitgemäßen Betrachtung* über „Schopenhauer als Erzieher“ deutlich macht. „*Ein neuer Grad der Kultur würde augenblicklich das ganze System menschlicher Bestrebungen einer Umwälzung unterwerfen.*“ Das ist der auch für Lütkehaus verbindliche Horizont Schopenhauers und Nietzsches, die sich beide als „große Erzieher des Menschengeschlechts“ gesehen haben.

Derartige Augenblicke eines möglichen Umbruchs, die Nietzsche herbeizuschreiben versucht, verdanken wir Ludger Lütkehaus, die zahllosen Hinweise auf Brücken, verfallene, nicht genutzte und noch zu bauende nicht zu vergessen. Lütkehaus ist nicht nur der Denker des Nichts, sondern auch der Philosoph des Jammertals. Das Elend der Welt – ihr „Jammertal-Charakter“ – d. h. die Notwendigkeit einer Revolution, als „Grundumwälzung“ verstanden, ist die unbestrittene Voraussetzung seines Werks. Die Reflexion dieses Elends nimmt die Form des „Pessimismus“ an, der – wie gesagt – eigentlich ein Realismus ist und als die Denkform des „*Jammertals*“ Welt, der Jammertal-Welt, bezeichnet werden kann. Dieses Jammertal wäre aber unvollständig ohne die gelingende, auch sprachlich gelungene Aufklärung über den spezifischen Charakter dieser kleinen

Welt-Straße, die ein jeder zu gehen hat, der auf den Spuren von Schopenhauer und Lütkehaus wandeln will. Die Trinität von Elend, Pessimismus und Aufklärung ist das Gemeinsame, das über dem Werk des Geehrten wie ein Stern leuchtet, der uns heimleuchten kann und auf jeden Fall einen Weg weist, der in die Welt des Jammers hinein- und wieder aus ihr herausführt.

Es ist für die Schopenhauer-Gesellschaft eine große Ehre und Freude, daß Ludger Lütkehaus heute zum Ehrenmitglied der Gesellschaft ernannt wird. Seine Spuren – vestigia – sind Anreiz, Ansporn und Anregung für Viele und Vieles in der Schopenhauer-Welt – und auch sonst.